

Do Gerbig und Olaf Wachenhausen: Jenseits der Geschlechtergrenzen und: Was ist Queer Theory? Die AG Queer Studies stellt queere Theorie(n) vor

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 17.01.2011

Gliederung

1. „Aber es gibt doch Männer und Frauen, das sieht man doch“
 - 1.1 Philosophisch
 - 1.2 Empirisch
2. „Heterosexualität ist doch natürlich; ohne hetero-Sex würden wir aussterben“
3. „Geschlecht ist also nur konstruiert?“
 - 3.1 Was heißt hier „konstruiert“?
 - 3.2 Performative Materialisierung von Geschlecht
4. „Homosexualität ist doch salonfähig & Feminismus ist obsolet“
 - 4.1 Homosexualität
 - 4.2 QueerFeminismus
 - 4.3 Ausweitung zu LGBTI?
5. „Seid Ihr also dafür, Geschlecht abzuschaffen“
6. „Was lässt sich jetzt damit anfangen?“
 - 6.1 Dekonstruktion
 - 6.2 Groundless Solidarity

Einführung

Willkommen diesseits, jenseits und abseits der Geschlechtergrenzen. Wir kommen von der AG-QueerStudies und wollen Euch in der nächsten Stunde unser Verständnis von „Queer“ näher bringen. Damit das gelingt, sind Verständnisfragen erbeten - stellt sie am besten, sobald sie auftauchen. Auf eine weiterführende Diskussion freuen wir im Anschluss, schreibt Einfälle dafür bitte auf, sobald sie entstehen. Als Appetitanreger und zur Einleitung erst einmal ein kurzes Zitat:

„Queer steht nun einmal nicht einfach für „schwul“, ist kein begriffliches Update von „gay“ und auch keine bloße Erweiterung, welche Schwule und Lesben gleichermaßen umfasst, sondern stellt als Verunsicherungstaktik jegliche identitäre Selbst- und Fremdzuschreibung in

Frage. Queer beinhaltet damit schwule, lesbische, bisexuelle, transsexuelle wie auch in letzter Konsequenz heterosexuelle Strategien, sofern deren Umgang mit Sexualität gegen Heteronormativität gerichtet sind. Lediglich Denkfaulheit oder falsch verstandene Hippness hat dazu geführt, dass sich queer in unserem Sprachgebrauch als Synonym für „schwul/lesbisch“ durchgesetzt hat; [...]“ — Martin Büsser (2008), In: testcard #17: Sex, S. 83.

Selbst wenn damit alles gesagt wäre, erläutern wir weiter und zwar anhand von Fragen und Missverständnissen, die uns so oder so ähnlich alle tatsächlich begegnet sind – ohne dass wir sie Euch damit automatisch unterstellen wollen. Fangen wir gleich mit der häufigsten und scheinbar offensichtlichsten Feststellung an:

1. „Aber es gibt doch Männer und Frauen, das sieht man doch“

1.1 Philosophisch

Ein paar queere Denkanstöße dazu, bevor wir in die Erkenntnistheorie einsteigen: Warum besitzt Geschlecht eigentlich einen so zentralen Einfluss auf Leben, Zuschreibungen (und Begehren), im Vergleich zu anderen Merkmalen wie z.B. Haar- oder Augenfarbe? Wieso stehen eigentlich Abweichungen und nicht die zunächst einmal die Normierungen unter Rechtfertigungszwang?

Vor „Das sieht man doch“ Argumenten kann gar nicht genug gewarnt werden; selbst abgesehen von der problematischen Formulierung. Denn Wahrnehmung - gerade wissenschaftliche - ist hochgradig erlernt und alle Wahrnehmung ist täuschbar. Um der individuellen Täuschbarkeit zu entkommen messen Wissenschaftler*Innen auch so gerne. Doch jede Messung ist wiederum theoriebeladen. Und aus Daten folgt nicht trivial eine Theorie; fachsprachlicher ausgedrückt, Theorien sind „empirisch unterdeterminiert“. Also „Wenn wir den Quellen der Erkenntnis nachforschen, begehen wir meist den Fehler, uns dieselben viel zu einfach vorzustellen.“ (ein Zitat des Arztes und Wissenschaftstheoretikers Ludwik Fleck)

Nun findet Erkennen und Forschen nie kontextfrei statt. Annahmen - ohne die wir nicht auskommen - können wiederum auf soziokulturelle Prägung untersucht werden. Das wenig überraschende Ergebnis: Auch im Wissenschaftsbetrieb spielen soziale Mechanismen eine Rolle. Das bedeutet v.a., dass das Problem weitaus grundlegender ist, als nur Verzerrungen in konkreten Forschungs-Methoden und -Ergebnissen aufzuspüren.

Wie kommt das? Fragen sind keineswegs unschuldig, sondern stets mit Annahmen gespickt, denen bei der Antwort nicht entkommen werden kann. Beispiel: „Geht der rosa Elefant gleich aus dem Raum?“ Wer auf diese Frage antwortet und sie nicht zurückweist, hat ein Problem. Wenn also - scheinbar – ‚wissenschaftliche‘ oder sonst wie plausible Antworten auf die Frage „was ist der Unterschied zwischen den zwei Geschlechtern“ angeführt werden, handelt es sich um einen Zirkelschluss: Annahmen stecken bereits in der Frage, kein Wunder also, dass sie auch in der Antwort vorkommen. Manche Positionen erscheinen allerdings so selbstverständlich, dass sie nicht als solche wahrgenommen werden, der Fachbegriff dafür lautet „Unmarkiertheit“- wenn Dinge so klar sind, dass sie durchsichtig, also unsichtbar sind. Doch trat nicht gerade die Wissenschaft mit dem Anspruch an, keine Selbstverständlichkeiten unhinterfragt hinzunehmen?

Ein Beispiel aus „Making Sex“ von Thomas Laqueur, eine Fundgrube für derartige Beobachtungen, gleichwohl seine Theorien dazu mittlerweile umstritten sind; heißer Literaturtipp dazu ist Heinz-Jürgen Voss' „Making Sex Revisited“. Männliche und weibliche Genitalien galten von der Antike bis in die Aufklärung als identisch, die einen nur nach außen gestülpt, da Männer dieser Theorie nach mehr Hitze produzieren, was sie auch für Kulturelles besser qualifiziere. Diese Theorie hielt sich etwa bis in das 18. Jahrhundert, obwohl bereits seit dem 16. Jahrhundert Leichen von Verbrechern zwecks anatomischer Untersuchungen aufgeschnitten werden durften. Dennoch sahen die damaligen Wissenschaftler dabei ihre Hintergrundtheorie bestätigt; und die waren höchstwahrscheinlich auch nicht dümmer als heutige Forscher*Innen.

Wegen dieser und ähnlicher Probleme bei der Wissensproduktion versuchen wir, in unseren Beschreibungen und Theorien ohne endgültiges „Sosein“ auszukommen, denn wie sollten wir etwas sagen, das außerhalb von Sprache existiert und wie sollten wir wahrnehmen, was außerhalb von Wahrnehmung sei? Dies würde einen übersinnlichen Zugang zur ‚Realität‘ erfordern. Der Fachbegriff für Standpunkte, die behaupten zu wissen, wie die ‚Wirklichkeit‘ dem Wesen nach ist, lautet „Essenzialismus“. Dies abzulehnen bedeutet auch, Verantwortung für das eigene Wissen zu übernehmen, statt Urteile auf ein „das ist so“ abzuladen.

Wenn das alles bei philosophischer Betrachtung so verworren ist, können wir uns nicht einfach an anerkannte biologische Fakten halten um die Idee zu retten, dass es genau zwei Geschlechter gebe?

1.2 Empirisch

Dazu müssen wir erst einmal klären, was biologisch unter „Geschlecht“ verstanden wird. Die verwendeten medizinischen Fachbegriffe müsst Ihr Euch dabei nicht merken. So etwas wie „Geschlecht“ lässt sich auf vier Ebenen beobachten: Das chromosomale, das gonadale, das hormonelle und das anatomische Geschlecht. Vom chromosomalen Geschlecht aufsteigend wird jede Ebene als ursächlich für die nächst höhere betrachtet, doch kann es auf jeder dieser Ebenen zu s.g. „Variationen“ kommen, ohne dass diese zwangsläufig auf der vorherigen angelegt sein muss.

Fangen wir bei den chromosomalen Variationen an. Neben den häufigsten Chromosomensätzen 46,XX (weiblich) und 46,XY (männlich) gibt es unter anderem auch Varianten wie 47,XXY, das so genannte Klinefelter-Syndrom mit männlichem Phänotypus (Erscheinungsbild) und meist männlichem Identitätsgeschlecht, sowie Mosaikmos45,X/46,XX, mos45,X/46,XY. Dabei sind an der Herausbildung von Geschlechtsmerkmalen auch Gene beteiligt, die nicht auf den geschlechtlich unterschiedlichen Chromosomen liegen.

Mögliche gonadale Variationen: Eine Gonade - auch Keim- oder Geschlechtsdrüse genannt - ist jenes Geschlechtsorgan, in dem Sexualhormone und die Keimzellen gebildet werden. Beim männlichen Geschlecht wird die Gonade als Hoden (Testis oder Orchis), beim weiblichen Geschlecht als Eierstock (Ovar) bezeichnet. Fehlende (Agonadismus), ganz oder partiell zu sog. Streifengonaden nicht oder nur teilweise ausgebildete Gonaden kommen vor.

Für die hormonellen Variationen müssen wir zunächst festhalten, dass die Schwankungen zwischen den Gruppen „Frauen“ und „Männer“ geringer sind, als jene innerhalb der Gruppen und auch auf die Lebenszeit erhebliche Schwankungen bestehen. Von daher kann sogar bezweifelt werden, ob Testosteron und Östrogen überhaupt als „Geschlechtshormone“ bezeichnet werden sollten. Dennoch, auffällige Serumspiegel dieser beiden Hormone können Folgen haben wie Gynäkomastie (Brustentwicklung bei Männern) oder Hirsutismus (von lat. hirsutus, „haarig“, bezeichnet ein männliches Verteilungsmuster der Langhaare) bei Frauen. Hormonelle Variationen können teils aber auch die sexuelle Differenzierung insgesamt betreffen und haben unterschiedliche Ursachen (chromosomale, gonadale und nephrologisch bedingte Varianten, Enzymdefekte).

Zu guter Letzt die „direkt“ sichtbaren anatomischen Variationen: Von „Syndromen“ mit unspezifischen Ursachen bis zu eher kulturell bedingten Einschätzungen (Grundlage des sozialen Geschlechts) wie „zu kleiner“ Penis und „zu große“ Klitoris oder „Brustentwicklung“ bei Männern sind sehr viele Variationen bekannt.

Biologisch ist „Geschlecht“ also weitaus komplexer, als eine bloße Begründung unseres intuitiven Vorverständnisses. Von daher sollte auch das so genannte „biologische Geschlecht“ nicht aus unseren Forschungen und Politiken ausgeklammert werden. Zumal - wie gezeigt - rein biologisch eindeutig mehr als zwei Geschlechter vorkommen; und was (warum) als „Abweichung“ gilt ist zunächst eine Frage der Norm, d.h. kultureller und auch politischer Festlegungen. Mit teilweise fatalen Folgen für Menschen, die diesem Schema nicht entsprechen, aber ihm entsprechend gewaltsam „zurechtgeschnitten“ werden. Umstrittenermaßen werden aus anderen Regionen und Zeiten andere Deutungsmuster, wie die Idee eines dritten Geschlechts berichtet; wer sich darüber informieren will, Stichworte dazu lauten z. B. „Two-Spirit“ oder „Hijras“.

2. „Heterosexualität ist doch natürlich; ohne hetero-Sex würden wir aussterben“

Nunja, einige lehnen das Projekt „Menschheit“ tatsächlich rundweg ab. Aber im Ernst: Begehren ist weder notwendig, noch hinreichend für Fortpflanzung. Es braucht keinen klassisch heterosexuellen Penetrationsverkehr zur Fortpflanzung - aktuelles Beispiel wäre die moderne Fortpflanzungsmedizin, aber „künstliche“ Befruchtungen gehen auch einfacher. Sexualkontakte lassen sich stets als - kulturell geprägte - Techniken beschreiben. Und Heterosexueller Sex ist auch keine Garantie zur Fortpflanzung, zumal dieser - unseres Wissens nach - in den meisten Fällen auch nicht zu diesem Zweck begehrt oder praktiziert wird. Und selbst wenn dies der Fall wäre, folgt daraus immer noch nicht zwangsläufig das meiste was wir mit „Geschlecht“ verbinden, von Kleidung bis Ehe. Aber nehmen wir an, „Geschlecht“ ließe sich über Fortpflanzung definieren. Dann ergibt die Vorstellung von genau zwei Geschlechtern keinen Sinn - Unfruchtbaren könnte kein sinnvolles ein Geschlecht zugeordnet werden, Kindern höchstens ein potentielles, zukünftiges.

Und überhaupt: Von welchem „normal“ sprechen wir eigentlich? „Normal people are an urban legend. Everyone heard about them. Everyone talks about them. But nobody has ever seen one.“ Lasst uns dafür „Macht“ betrachten: QueerTheory greift Vorstellungen von Normen und Natürlichkeit an. Warum tut es das? Weil diese machtvoll sind. Normalität und Natürlichkeit sind zentrale Marker für Einschluss und Ausschluss und dabei nichts Feststehendes, sondern von den gesellschaftlichen Verhältnissen und vom gerade

vorherrschenden Wissen abhängig. Wie bereits angedeutet, gesellschaftliche Kräfteverhältnisse haben immer einen Einfluss auf die Wissensproduktion. Deshalb erweist sich Michel Foucault als so zentral für unser Verständnis von QueerTheory. Foucault geht nicht von einer repressiven, sondern einer produktiven Macht aus. Hiernach werden nicht etwa „freie“ Menschen durch Macht unterdrückt; eher überhaupt erst geschaffen. Macht in diesem Sinne kann nicht besessen werden, oder bei Personen oder Institutionen lokalisiert werden, sie wirkt durch uns hindurch. Macht konstituiert Produktionsweisen, sie folgt ihnen nicht. Macht und Wissen/Wahrheit bedingen sich gegenseitig, durch Wissen wird Macht ausgeübt, die aber wiederum Wissensproduktion vorantreibt. Von daher geht es nicht darum, die eigentliche Wahrheit hinter den Machtverhältnissen aufzudecken, sondern vielmehr zu untersuchen, wie zu einer gegebenen Zeit so etwas wie „Wahrheit“ funktioniert.

Dafür müssen wir genauer beschreiben, wie etwas wie „Sinn“ oder „Bedeutung“ produziert wird, innerhalb dessen sich Subjekte (selbst und gegenseitig) verstehen und letztlich auch schaffen, d.h. „subjektivieren“. Dazu kommen wir zum berüchtigten Diskurs-Begriff. „Diskurs“ im Foucault’schen Sinne bedeutet nicht so etwas wie Diskussion. Es bedeutet zunächst „Die Vielzahl von Aussagen, welche das in der Sprache aufscheinende Verständnis von Wirklichkeit einer jeweiligen Epoche bilden“. Innerhalb von Diskursen gibt es Regeln, was ein relevanter und legitimer Beitrag ist, d.h. wer wie was wann sinnvoll sagen kann und darf. Das sollte nicht mit Verschwörungstheorien verwechselt werden, dahinter gibt es keine „wahre“ Wahrheit, es kann aber so gesehen nicht sinnvoll über Außerdiskursives gesprochen werden. Nur muss dringend hinzugefügt werden: Es gibt immer unterschiedliche Verständnisse von Wirklichkeit und Diskurse sind immer vielstimmig, widersprüchlich, kontingent und brüchig. Doch gibt es sehr stabile - gleichwohl ständig graduellen Änderungen unterworfenen - Formationen, wie die Zweigeschlechtlichkeit. Nach dieser Definition kann Diskurs noch auf das Gesprochene oder Leerstellen, d.h. das Unsagbare beschränkt werden. Deshalb sollten wir nicht verschweigen, dass einige mittlerweile sogar Handlungen, welche wir später „performativ“ nennen werden in ihre Definition von „Diskurs“ mit aufnehmen.

Aus queerer Sicht ist die Vorstellung, es gebe natürlich genau zwei Geschlechter, die im „Normalfall“ durch ihr Begehren aufeinander bezogen sind, eine diskursive Norm. Und bei Normen wäre immer zu fragen, welche Menschen sie ausgrenzen, an den Rand drängen und dabei ihre Körper und Psychen verletzen. Gleichzeitig sind machtvolle Normen und Diskurse aber auch immer produktiv. Sie stellen diese „Männer“ und „Frauen“, die Kleinfamilie im Reihenhaus usw. her – der Begriff für dafür lautet „Heteronormativität“. Dabei stoßen wir wieder darauf, wie häufig diese Norm „unmarkiert“ ist: Begriffe wie

„Heterosexualität“ und „Cissexualität“ sind deutlich jünger wie ihre als pathologisch/krank eingestuften ‚Gegenteile‘ „Homosexualität“ und „Transsexualität“. Praktisch äußert sich dies darin, dass „Abweichendes“ tendenziell stärker unter Erklärungszwang steht. Unmarkiertheit ist ein Privileg - teile es!

Ein mit den Disability Studies geteiltes konkretes Beispiel für derart „materialisierte Diskurse“ wären Toiletten: Sie sind das bauliche Ergebnis von gesellschaftlichem Verständnis und zwingen Menschen, sich den Kategorien „männlich“ – „weiblich“ – „behindert“ zuzuordnen. Wer die - innere wie äußere - Wirkmacht der Diskurse bezweifelt, sei zum Selbstversuch aufgefordert, eine Toilette zu besuchen, die nicht der eigenen Geschlechtszuordenbarkeit entspricht. Aber Vorsicht: Geschlechter-Körper-Grenz-Patrouillen sind meist nicht gerade zimperlich!

3. „Geschlecht ist also nur konstruiert?“

3.1 Was bedeutet hier „konstruiert“?

Hierzu zunächst eine typische Philosoph*Innenfrage: Was bedeutet überhaupt „konstruiert“ - und was nicht? Es heißt sicherlich nicht „das gibt es nicht“; denn wer so etwas behauptet, müsste ja wissen, was etwas - in unserem Beispiel „Geschlecht“ - eigentlich ist, z.B. „nichts“. Das wäre wieder Essenzialismus. Wenn wir also beim Wahr-Nehmen niemals aus dem Konstruieren herauskommen, dann bedeutet „das ist konstruiert“ nicht automatisch Kritik. Es ermöglicht lediglich eine solche, v.a. gegenüber „Sachzwang“ und „das ist aber so“ Argumenten. „Konstruiert“ sollte auch keinesfalls mit „wirkungslos“ verwechselt werden. Statt zu behaupten, alles sei relativ, finden wir es interessanter zu untersuchen, wie es kommt, dass es das nicht ist. Deshalb müssen wir uns genauer damit beschäftigen, wie so etwas wie Geschlecht eigentlich (materiell) wirksam wird, wo es sich doch ‚nur‘ um eine konstruierte Kategorie handelt.

3.2 Performative Materialisierung von Geschlecht

Ein performativer Satz ist einer, der unmittelbar etwas bewirkt - „hiermit ist das Buffet eröffnet“. Judith Butler erweitert dieses Konzept auf bedeutungs-produzierendes Handeln. Die performative Herstellung geschlechtlicher Subjektpositionen kann mit Butler als ein lebenslanger Prozess verstanden werden, der mit der Verwerfung von nicht-intelligiblen (d.h. nicht lesbaren oder vorgesehenen) Positionen einhergehen muss. Dieser Prozess beginnt mit der ersten Anrufung bzw. Ansprache: „Es ist ein Mädchen/Junge!“. „Anrufung“ ist ein

Konzept von Louis Althusser, wie zwischen der abstrakten Norm und einer konkreten Person die Verbindung hergestellt wird, wenn beispielsweise ein Polizist „bleiben Sie stehen“ ruft, bedeutet dies auch, die entsprechende Person ist als etwas - „Bürger/in“ oder „Verdächtige/r“ im Sinne des Rechts - angerufen; und irgendwie wird sich die angerufene Person dazu verhalten. Jedoch - und das ist neu bei Butler - vermag eine einmalige performative Anrufung die geforderte Kohärenz von geschlechtlich bestimmter Identität nicht zu erschaffen, geschweige denn zu stabilisieren. Es sind deshalb viele wiederkehrende - und oft auch widersprüchliche oder modifizierte - Anrufungen, die sich an das Subjekt richten. Sie motivieren und aktivieren dieses Subjekt, sich entlang diskursiver Vorgaben und vermittels deren „darstellerischen Umsetzung“ als stabil darzustellen und zu produzieren. Dieser Prozess der Zitation/Wiederholung, beinhaltet immer schon sein Scheitern - es gibt Original zur Kopie! Kurzum: Indem wir alle, entlang diskursiver Formationen, immer wieder Geschlecht darstellen, stellen wir Geschlecht zugleich her.

Es ist wichtig, dabei nicht zu vergessen, dass diskursive und machtvolle Praxen den Bereich der möglichen Geschlechtsdarstellung zu begrenzen versuchen und vorschreiben, wie die ideale menschliche Identität auszusehen hat. Von diesem Prozess ist die Subjektivierung maßgeblich betroffen: Es ist eben nicht ohne Weiteres möglich, sich eine Identität oder Subjektposition selbst auszuwählen und diese quasi nach Belieben aus dem Schrank zu holen! Denn machtvolle Ausgrenzungsmechanismen reduzieren den Bereich, derjenigen (geschlechtlichen) Subjektpositionen, die anerkannt werden durch die gleichzeitige Verwerfung von bestimmten anderen Identitäten als ihr konstitutives Außen.

Gehört Homosexualität heute eigentlich noch zu den verworfenen Subjektpositionen?

4. „Homosexualität ist doch salonfähig & Feminismus ist obsolet“

4.1 Homosexualität

Folgender Satz kam uns in einem studentischen Essay unter: „Homosexuelle sind doch mittlerweile gesellschaftlich total toleriert. Es ist sogar „in“ einen Schwulen besten Freund zu haben.“ Sind unsere Themen also überholt? Sicherlich hat sich vieles verbessert mit dieser Heteronormativität, dafür lassen sich zweifelsohne Belege finden. Aber es lassen sich auch Belege dafür finden, dass es eben nicht egal ist, wer wen begehrt; und „schwul“ bleibt Schulhofschimpfwort Nr.1.

Wenn Grenzen durch Einschluss erweitert werden, kann sie das durchaus stabilisieren; so kann der Einschluss von bestimmten schwulen Identitäten in den Reigen der Normalität machtstabilisierende Effekte für eine Gesellschaft haben, die noch immer rassistisch, ableistisch und auch kapitalistisch (das wird man doch wohl mal kritisieren dürfen!) ist. Ein Beispiel hierfür wären Fragen zu Homosexualität bei Einbürgerungstests. Auch hebt das einige Diskriminierungsformen nicht auf: Warum sind Homosexuelle in der Popkultur häufig nur schmückendes Beiwerk, ein schillerndes Anderes? Warum sind homosexuelle Männer hierbei stärker/sichtbarer repräsentiert? Wieso werden gerade in derartigen 'Positiv'darstellungen clichéhafte Charakterzüge zugeschrieben? Zufriedenheit mit dem bisher erreichten wäre fehl am Platz. Auch fragen wir, ob es in schwulen oder lesbischen Szenen Normativitätsvorstellungen gibt, die ein- und ausgrenzen. Der Fachbegriff dafür lautet „Homonormativität“. Wir hinterfragen gesellschaftliche Vorstellungen von Normalität und haben den Anspruch, unsere eigenen dabei nicht auszunehmen.

4.2 QueerFeminismus

Aber ist dann vielleicht der Feminismus obsolet? Denn Frauen gelten doch als gleichberechtigt. Gut, der Einkommensunterschied lässt sich kaum bestreiten und so wird gerne behauptet, sie hätten dann vielleicht einfach andere Prioritäten und entscheiden sich für Kinder oder andere Berufe als Männer – allerdings hätten die Frauen doch (hier bei uns, ist an dieser Stelle ein beliebter Zusatz) längst die gleichen Chancen. Aber Sexismus lässt sich weiterhin beobachten; sei es in objektivierenden Darstellungen, sei es in „Frauen sind ...“-Clichés. Und es gibt weiterhin asymmetrische Machtverhältnisse: Als „Frauenjobs“ geltende Berufe sind immer noch weniger anerkannt und schlechter bezahlt. Körper- und Schönheitsnormen haben bei Frauen auch immer noch stärkere Wirkmechanismen. Gleichwohl Sexismus auch Männern schaden kann, in bestimmten Situationen bedeutet die Zuordnung „Mann“ durchaus Privilegien.

Wichtig finden wir für gegenwärtige Feminismen auch, nicht von einem homogenen Kollektivsubjekt „Frau“ auszugehen. Denn damit werden meist nur bestimmte Gruppen von „Frauen“ gemeint, wie dies der Black Feminism den weißen Feministinnen der Mittelschicht schon vor langer Zeit deutlich und zu Recht gezeigt hat. Doch angesichts des weit reichenden und oft auch gewinnbringenden Einflusses feministischer Tradition auf queere Theorie und Praxis und da – wie eingangs erwähnt - „queer“ allzu häufig nur als Sammelbegriff für „SchwulesLesBisch“ genutzt wird – würden wir uns stets auch als „queerfeministisch“ verorten.

4.3 Ausweitung zu LGBTI?

Doch was spricht eigentlich gegen einen Sammelbegriff, der versucht, alle Gruppen mit einzuschließen, die sich nicht heteronormativ verorten. Gerne genutzt wird dafür LGBTI (Lesbian-Gay-Bi-Trans-Intersex). Strategisch mag dies bisweilen nützen, doch „queer“ ist für uns kein „Umbrella-Term“, denn solche Regenschirme sind nie ganz wasserdicht, d.h., sie schaffen Wahrnehmungslücken, Privilegien und unreflektierte Ausschlüsse. Es geht bei unserem Verständnis von Queer Politics/Theory nicht um essentialistische Identitätspolitik, d.h. eine bestimmte Gruppe von „abweichenden“/ausgeschlossenen Subjekten zu vertreten, die dann die Guten sind und von der Gesellschaft akzeptiert und toleriert werden müssen. Es geht uns viel grundsätzlicher darum, Natürlichkeitsvorstellungen und Normalität zu hinterfragen. Als aus der anlässlich eines Empfangs im Rathaus seitens der „QueerGAL“ die Utopie/Einschätzung formuliert wurde „in der Mitte der Gesellschaft angekommen“ zu sein, fragten wir uns, ob wir dort überhaupt hin wollen. Insbesondere, wenn viele der „Normalitäten“ der Gesellschaft kritisierenswert sind. Queer Politics heißt für also nicht, dass wir nicht ein Stück vom Kuchen haben wollen, sondern wir wollen das Rezept grundsätzlich ändern. (in Anlehnung an Schenk, Christina (2000): *Einen neuen Kuchen backen* in: Bubeck, Ilona (Hrsg.) „Unser Stück vom Kuchen? Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe“, Berlin: 131-141.)

Dafür ist es wichtig, die Kritik der Heteronormativität auf alle Normen auszuweiten die Personen aus- und begrenzen oder verletzen. Analysen von Macht und Herrschaft sollten nicht dort aufhören, wo es um unsere Identität oder unseren Sex geht. Dafür müssen neben den Theorien und Konzepten, die bisher vorgestellt wurden, noch andere berücksichtigt werden: beispielsweise postkoloniale Positionen, die Kritik von „Queers of Colour“ und auch die Bewegungspolitiken von Menschen mit Behinderungen. Von daher erweist es sich als produktiver von mehreren - sich überkreuzenden - Machtachsen auszugehen. Ein Konzept, dem sich unser Queerverständnis dazu annähern möchte, heißt „Intersektionalität“ und versucht Diskriminierungen mehrdimensional und in ihrer Gleichzeitigkeit zu erfassen. Doch bleibt dabei das Risiko, die untersuchten Kategorien (oder „Achsen“) wie „Gender“, „Race“, „Class“, „Body“ durch ihr Benennen/beforschen wiederum festzuschreiben oder gar den Eindruck zu erwecken, all die vielfältigen Kategorien letztendlich meistern zu können. Queer bleibt der Dekonstruktion verpflichtet, zu welcher wir gleich noch kommen. Eine weitere viel versprechende Weiterentwicklung von queer, könnte unseres Erachtens in der stärkeren Berücksichtigung von Ökonomie(kritik) liegen.

5. „Seid Ihr also dafür, Geschlecht abzuschaffen?“

Abstrakt negiert ist (nur) halb kapiert, „Geschlecht abschaffen“ bedeutet mindestens eine gewaltige Verkürzung. Also ein klares „Jein“. Denn dieser Punkt ist äußerst kontrovers, es handelt sich um eine politisch wie theoretisch extrem schwierige Frage, die wir bewusst nicht schließen wollen, sondern lieber strategisch offen halten. Sicherlich wollen wir alles andere, als ein Einheitsgeschlecht zu verordnen. Es ist uns aber auch wichtig, Missstände benennen zu können; sich zu etwas zu äußern oder nicht ist beides eine Aussage, wir können nicht nicht-kommunizieren. Die Wirkungen von Kategorien wie Geschlecht verschwinden auch nicht einfach alle durch Ignorieren! Mit Begriffen wie „Postgender“ Machtverhältnisse zu verleugnen, lehnen wir entschieden ab. Dennoch kann die Art des Benennens leicht Teil des Problems werden und schlimmstenfalls wieder (scheinbar) homogene Kollektivsubjekte oder normierte Gruppen annehmen - also genau was wir ursprünglich kritisieren wollten. Es ist schon ein Dilemma, sowohl Beliebigkeit, als auch Dogmatismus zurückzuweisen.

„Queer“ bedeutet also nicht zwangsläufig Geschlecht auflösen zu wollen; doch ein weitergehender Anspruch, als nur Anerkennung für die eigene (geschlechtliche) Lebensform zu bekommen, sollte schon dabei sein. Ob dafür jetzt gegen Kategorien gearbeitet werden sollte oder diese besser zu vervielfältigen wären, ist eher eine strategische Frage. Donna Haraway bringt das ganze Problem im berühmten Cyborgmanifesto (gibt es frei im Internet) recht schön auf den Punkt: „Einige Differenzen sind spielerisch; einige sind Pole von welthistorischen Systemen der Unterdrückung. ‚Erkenntnistheorie‘ handelt davon, den Unterschied zu kennen.“ (Übersetzung des Referenten)

6. „Was lässt sich jetzt damit anfangen?“

6.1 Dekonstruktion

„Dekonstruktion“ nutzen wir im Sinne des französischen Philosophen Jacques Derrida. Es handelt sich um eine Methode, gesellschaftliche Hierarchien und Normalitäten zu hinterfragen. Dekonstruktion ist ein Kofferwort aus Destruktion und Konstruktion, d.h. Sinn an der Sache ist nicht etwa, etwas zu widerlegen, sondern das (diskursive) Feld zu verschieben, um Neues zu ermöglichen.

Das funktioniert in zwei Schritten. Zunächst gilt es bei Oppositionspaaren (wie Mann-Frau, Weiß-Schwarz) die Umkehrbarkeit der Hierarchie beider aufzuzeigen. Im zweiten Schritt wird nach Bedeutungsmangel im ‚Ersten‘ gesucht. Das scheinbar bedeutendere und

vorzuziehende „Erste“ funktioniert nur, indem es vom Zweiten ergänzt wird: Gegensatzpaare brauchen das 'Andere', das 'Konstitutive Außen', um überhaupt hergestellt werden zu können. Damit versucht eine Dekonstruktion nach dem Verworfenen zu suchen, welches diese Bedeutungen erst ermöglicht hat, denn Sprache funktioniert immer über Differenzen, Polarisierungen und Hierarchisierungen. In der Überwindung derartiger Gegensätze liegt auch eine Überwindung von Hindernissen des Denkens, das dadurch in Bewegung gehalten wird.

6.2 Groundless Solidarity

Was bedeutet das alles für politische Arbeit? Oder genauer: Wie lassen sich Solidarität und die Möglichkeit kollektiv zu handeln verstehen, wenn nicht auf eine vermeintlich gleiche essentialistische oder biologische 'Identität' rekurriert wird? Nach Derrida durch die „Politik der Unentscheidbarkeit“, d.h. eine Politik, die sich weigert, den Raum für Differenzen abzuschließen. Beispielsweise liegt die affirmative Kraft feministischer Politik darin, die Unentscheidbarkeit der multiplen Positionierungen von „Frauen“ anzunehmen. Damit gilt es FreiRäume kollektiver Unsicherheit zu schaffen und eine Zusammenarbeit auf Affinität und gemeinsame Ziele aufzubauen. Ganz im Sinne einer „groundless solidarity“, innerhalb derer Politik nicht in der Klärung dessen, was oder wer „die Anderen“ sind oder was die jeweilige Andersheit meint, zum Erliegen kommt. Vielmehr ist Politik immer ein Zusammentreffen von Unterschieden und der Versuch mit ihnen umzugehen. Dies bedeutet nicht etwa, alles mit einschließen zu wollen; sondern vielmehr anzuerkennen, dass „Solidarität“ nicht bedeuten kann, das „Andere“ zum Identischen/Gleichen machen zu wollen. Differenzen sind immer da und vermehren sich ständig. Ein respektvoller Umgang mit ihnen ist zwar eine notwendige aber längst nicht hinreichende Voraussetzung für politische Allianzen.

In diesem Sinne, hoffen wir auf weiterhin so gute Zusammenarbeit mit dem ZeDiS und bedanken uns für Euer Interesse.

Literaturempfehlungen

1.) Einführungsliteratur

- Bublitz, Hannelore: Judith Butler zur Einführung; Hamburg (3)2010.
- Culler, Jonathan: Dekonstruktion : Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie; Hamburg 1999.
- Jagose, Annemarie: Queer Theory : Eine Einführung; Berlin 2001.
- Sarasin, Philipp: Foucault zur Einführung; Hamburg (4)2010.
- Wilchins, Riki: Gender Theorie : Eine Einführung; Berlin 2006.

2.) Klassiker (unvollständige Auswahl)

- Butler, Judith: Gender Trouble : Feminism and the Subversion of Identity; New York (u.a.) 1990. (Dt.: „Das Unbehagen der Geschlechter“)
- Butler, Judith: Bodies That Matter : On the Discursive Limits of „Sex“; New York (u.a.) 1993. (Dt.: „Körper von Gewicht“)
- Fausto-Sterling, Anne: Myths of Gender : Biological Theories About Women and Men; New York (u.a.) 1985. (Dt.: „Gefangene des Geschlechts“)
- Foucault, Michel: Histoire de la sexualité 1 : La volonté de savoir; Paris 1976. (Dt. „Der Wille zum Wissen“)
- Haraway, Donna Jeanne: The Haraway Reader; New York (u.a.) 2004.
- Laqueur, Thomas: Making Sex : Body, Gender From the Greeks to Freud; Cambridge/Mass (u.a.) (6)1994. (Dt.: „Auf den Leib geschrieben“)
- Moebius, Stphan; Wetze, Dietmar J (hrsg.): absolute Jacques Derrida; Freiburg 2005.

3.) Neuere und Sonstiges

- AG Queer Studies (Hrsg.): Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen; Hamburg 2009.
- Böttger, Ben; Macedo, Rita (u.a.): Unsa Haus und andere Geschichten; Berlin (2)2010.
- Elam, Diane: Towards a Groundless Solidarity, in: (dies.): Feminism and deconstruction; London (u.a.) 1994; S. 64-88.
- Engel, Antke: Bilder von Sexualität und Ökonomie : queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus; Bielefeld 2009.

- Palm, Kerstin: Multiple Subjekte im Labor? Objektivismuskritik als Ausgangsbasis für interdependenztheoretische Theorie und Praxis der Naturwissenschaften; in: Walgenbach, Katharina (Hrsg.); Dietze, Gabriele (Hrsg.); Hornscheidt, Antje (Hrsg.); Palm, Kerstin (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie : Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität; Opladen 2007; S. 141-165.
- Voß, Heinz-Jürgen: Making Sex Revisited : Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive; Bielefeld 2010.

Eine Sammlung lesenswerter Online-Texte findet sich unter

- <http://agqueerstudies.de/programm/texte/>

Im Vortrag davon erwähnt wurden:

- Gerbig, Do.: Prozessual-strategische Subjektivität: Handlungsfähigkeit, politische Bündnisse und Widerstand aus queer-feministischer Sicht
- Ganz, Kathrin; Gerbig, Do.: Diverser leben, arbeiten und Widerstand leisten : queerende Perspektiven auf ökonomische Praxen der Transformation
- Haraway, Donna Jeanne: A Cyborg Manifesto

Hinweise:

- die auf unserer Website verlinkten Artikel wurden nicht gesondert aufgeführt
- das von Berti erwähnte Kinderbuch ist Böttger in Teil 3 oben.
- nicht auf der Literaturliste (da nicht queer i.e.s., allerdings Bezugsgröße für Wissenschaftskritik, u.a. von Kerstin Palm), stammt das Zitat in 1.1 aus: Fleck, Ludwik: Zur Krise der Wirklichkeit; in: Schäfer, Lothar (Hrsg.); Schnelle, Thomas (Hrsg.): Ludwik Fleck : Erfahrung und Tatsache; Frankfurt/M 1983; S. 46-58, S. 46.